

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

11.2.1934 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 6



11. Februar 1934

Wolfgang Treutlein / Das Burgenland — deutsches Grenzland

Das Versailler Schanddiktat hat allenthalben das Deutschtum schwer getroffen. An allen Grenzen hat der deutsche Volkskörper schwerste Wunden empfangen, die nie vernarben können und dürfen. Gerade im Osten und Südosten sind die schwersten Verluste an deutschem Land und deutschen Menschen zu beklagen. Das Memelgebiet, Posen, Westpreußen, Ostoberschlesien, das Kurländische Ländchen sind ein Raub unserer Feinde geworden. Es ist dringend notwendig, auf alle diese Verluste immer wieder, gerade auch im Westen des Reiches, hinzuweisen. Wenn es schon immer neuer Erinnerung und Mahnung bedarf an die Verluste des Deutschtums im Osten, so ist wohl auch die Annahme gerechtfertigt, daß nur die wenigsten Volksgenossen davon wissen, daß an der Südostgrenze nach dem Weltkrieg ein einziges kleines Stück deutschen Volkstums zu seinem deutschen Staate zurückkehrte: das Burgenland, das im Frieden von Trianon zu Oesterreich geschlagen wurde. Die volksdeutsche Woche des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland soll für uns eine Verpflichtung sein, auch dieses deutschen Grenzlandes und seines Kampfes um das Deutschtum zu gedenken.

Das Burgenland, ein Gebiet von rund 4000 Quadratkilometer, also ungefähr halb so groß als Hessen, mit einer Einwohnerzahl von bald 300 000 Einwohnern, von denen 80 Prozent Deutsche, 14 Prozent Kroaten und 5 Prozent Magyaren sind, erstreckt sich in einer Länge von rund 150 Kilometer zwischen der Donau bei Presburg im Norden und der Raab südlich von Jennersdorf; es ist das zur Zeit jüngste und dritt kleinste Bundesland des österreichischen Staates.

Es ist alter deutscher Kulturboden, in Jahrhunderten heiß umstritten und mit gutem deutschem Schweiß und Blut getränkt. Immer wieder sind in den 1200 Jahren seiner deutschen Geschichte, in denen es den Südostvorposten des geschlossenen Deutschtums bildete, die Wellen der Slaven- und Magyarenflut gegen dieses deutsche Bollwerk angelauten. Goten und Langobarden haben hier gesiedelt, bis der Narensturm sie fast völlig hinwegsegte. Und wieder haben unter Karl dem Großen Bayern, Schwaben und Franken die deutsche Kulturarbeit in dieser Südostmark aufgenommen und neu begonnen; Grenzfesten der Ostmark, wie Presburg, Dedenburg, Güns und Eisenburg zeugen von dieser deutschen Kolonisationsarbeit des 9. Jahrhunderts. Aber wieder mußte das Deutschtum dem magyarischen Ansturm zu Beginn des 10. Jahrhunderts weichen. Erst die Errichtung der Ostmark im 11. Jahrhundert unter den Babenbergern sicherte dem Deutschtum eine ruhige und dauernde Entwicklung. Fränkische Bauern haben damals in harter Arbeit das Land urbar gemacht, und manchen Tropfen Schweiß mag es gekostet haben, bis aus der Sumpflandschaft sich dieses blühende Land hob. Die Gebirgsbewohner des Burgenlandes, die Heanzeln, leiten heute noch ihren Namen von dieser damaligen Besiedelung des Landes unter Heinrich IV. ab. In all den Jahren und Jahrhunderten hatte das Deutschtum dort einen harten Kampf um seinen Bestand und seine Ausbreitung zu kämpfen. Die Grenzen des deutschen Volkstums waren teilweise bis zur Donau bei Budapest und

bis zum Bakonywald vorgeschoben worden. Städte, wie Raab, Gran, Ofen, Pest und Stuhlweissenburg sind ursprünglich deutsche Gründungen des 13. Jahrhunderts. Noch einmal, zu Ende des 16. Jahrhunderts, zog eine Anzahl aus der Bodenseegegend vertriebener protestantischer Bauern in dieses Grenzland und stärkte so erneut das Grenzlanddeutschtum. Dann aber, im 16. Jahrhundert, zeigt sich auch hier im Burgenland der unheilvolle Einfluß der Habsburger auf die deutsche Geschichte. Seit die Habsburger Könige von Ungarn geworden waren, war ihnen das burgenländische Deutschtum als Grenzposten gegen die Magyaren gleichgültig. Jahrhunderte lang wechselten in bunter Folge Habsburger und Magyaren als Beherrscher des Burgenlandes, das dann seit 1685 mit seiner überwiegend deutschen Bevölkerung endgültig als Westungarn zum ungarischen Königreich gehörte. So war es dem ungarischen Adel ein leichtes, den burgenländischen Bodenbesitz fast völlig in seine Hand zu bringen, und heute noch gehören 88 Prozent des burgenländischen Grund und Bodens ausländischen Grundherren.

Mit dieser Einverleibung des Burgenlandes in Ungarn begann der sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in Umfang und Heftigkeit steigende Kampf gegen das burgenländische Deutschtum, der im 19. und 20. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte. Gesetze, wie das Apponyische Volksschulgesetz von 1907 zielten auf die bewußte Vernichtung jedes deutschen völkischen Lebens. Besonders in den Städten waren die Magyarisierungsbestrebungen in Schule, Kirche und Behörden außerordentlich stark; nur bedingungsloser Uebertritt zum Magyarentum vermochte der deutschen Oberschicht eine Stelle im öffentlichen Leben und den Zugang zur Beamtenlaufbahn zu sichern. So konnte es geschehen, daß in Städten, wie z. B. Wieselburg, das Deutschtum in einem Zeitraum von 30 Jahren um ein Drittel zurückging. Einen mächtigen Rückhalt besaß aber das deutsche Volkstum im burgenländischen Bauerntum, das trotz allen Unterdrückungen und Drohungen deutsch blieb. Dieses Bauerntum war es auch, das sich nach dem Zusammenbruch 1918 für den Anschluß an Oesterreich aussprach, und ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß der größte Teil des Burgenlandes dem Deutschtum erhalten blieb.

Seine Rückgliederung an einen deutschen Staat, an Oesterreich, im Frieden zu Trianon verdankt das Burgenland neben der Forderung der überwiegenden Mehrheit seiner Bevölkerung keineswegs irgendeiner völkischen Rücksichtnahme oder gar der Beachtung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch den Feindbund. Es waren im Gegenteil Erwägungen staats- und wirtschaftspolitischer Art, die die Trennung Westungarns, des heutigen Burgenlandes, von Ungarn und seine Angliederung an den österreichischen Staat verlangten. Der erste Grund war das Bestreben der Siegermächte, Oesterreich und vor allem dessen Hauptstadt, den Wasserkopf Wien, durch die Zuteilung des Burgenlandes als wirtschaftliches Hinterland lebensfähig zu erhalten. Dadurch erreichte man ferner den Zweck, Ungarn, das an sich schon durch den Frieden von Trianon fast drei Viertel seines Landes einbüßte, durch die

Begnahme des Burgenlandes wirtschaftlich zu schädigen; damit war aber ein Bankapfel zwischen Ungarn und Oesterreich geworfen, der eine Zusammenarbeit der beiden Staaten erheblich schwieriger gestalten mußte. Letztlich ist Italien die treibende Kraft zur Rückgabe des Burgenlandes an Oesterreich gewesen. Den auch die Tschechoslowakei und Jugoslawien hätten gar zu gern Teile des Burgenlandes, vor allem dessen kroatische Sprachinseln, an sich gerissen; wäre doch damit ein Korridor zwischen den Slowaken bei Preßburg und den Slowenen an der Raab geschaffen worden, und so ein alter pan-slavischer Traum, das slawische Reich von der Ostsee bis zur Adria Wirklichkeit geworden. Diese ungeheure Gefahr der slawischen Umklammerung und der Abschnürung vom Südoften, die damit dem gesamten Deutschtum drohte, wurde durch das Eingreifen Italiens, das sich durch einen weiteren Machtzuwachs und eine engere räumliche Verbindung der kleinen Ententemächte gleichfalls militärisch und wirtschaftlich bedroht fühlte, abgewendet. Im Benediger Protokoll vom 13. Oktober 1921 einigte man sich dahingehend, daß das Burgenland, welches ursprünglich in seiner Gesamtheit Oesterreich zugehört war, in eine Zone A und B geteilt wurde. Die Zone A fiel ohne weiteres an Oesterreich, in der Zone B hingegen, die hauptsächlich das Dedenburger Gebiet umfaßte, sollte eine Volksabstimmung stattfinden. Welchen deutschfeindlichen Zielen diese „Volksabstimmung“ dienen sollte, geht allein schon daraus hervor, daß den Oesterreichern und dem Gesamtdeutschtum jegliche Propaganda verboten, den Magyaren aber unter dem „Schutz“ ihrer Truppen und Banden erlaubt war. So ging der Wahlschwindel in Dedenburg unter ungeheurem Terror und übelsten Wahlfälschungen von magyarischer Seite am 14. Dezember 1921 vor sich. Trotz allem stimmten noch 99,4 Prozent der Bevölkerung für Oesterreich; in den Landgemeinden entschieden sich sogar 68 Prozent der Bauern für den Anschluß an Oesterreich. Den Ausschlag für das Verbleiben bei Ungarn gaben die magyarischen Stimmen der Städte Dedenburg und Zintendorf. Der Raub des Dedenburger Gebietes bedeutet für das Burgenland einen schweren Verlust; mit Dedenburg ging die natürliche Hauptstadt des

Bandes verloren, und das Land wurde so in zwei Teile zerrissen, die nur durch einen fünf Kilometer breiten Streifen miteinander verbunden sind. Der österreichische Staat hat bis heute noch diesen Verlust nur in sehr geringem Maße und ungenügendem Umfange durch die wirtschaftliche Erschließung des Burgenlandes gegen Oesterreich hin wettzumachen gesucht. Nach wie vor sind deshalb große Grenzgebiete wirtschaftlich von Ungarn abhängig.

Von den rund 325 000 Deutschen, die im ehemaligen Westungarn wohnten, sind durch den Anfall des Burgenlandes an Oesterreich nur ungefähr zwei Drittel dem österreichischen Staate erhalten geblieben. Das restliche Drittel des burgenländischen Deutschtums, das besonders in den Städten Preßburg, Altenburg, Wieselburg, Güns, St. Gotthard und Dedenburg sitzt, wurde durch die „Friedensverträge“ von St. Germain und Trianon und durch gewaltsame Uebergriffe der angrenzenden Staaten dem geschlossenen deutschen Volksgebiet entrissen und der Gewalt der Tschechoslowaken, Jugoslawen und Magyaren überantwortet. Wie unmöglich diese Grenzziehung schon rein geographisch und verkehrspolitisch ist, zeigt ein Beispiel: Im Süden des Burgenlandes fließt der Fluß Pinka, an dem sich eine Verkehrsstraße hinzieht. Dieser Fluß samt der Straße wird auf einer Länge von zwanzig Kilometer achtmal von der Grenze durchschnitten.

So hat wenigstens ein kleines Stück deutschen Volkstums nach dem Weltkrieg heimgesunden zu einem deutschen Staat, und damit ist ein Land dem Deutschtum erhalten geblieben, das uns Männer, Künstler und Dichter, wie Hyrtl, Joseph Haydn, Franz Liszt, Joseph Raimz, G. Kolbenbeyer, Adam Müller-Guttenbrunn und Mathes Ritsch geschenkt hat.

Nun gilt es aber auch dieses Land zu sichern. Zweimal schon haben die deutschen Vorposten im Südoften des Reiches weichen müssen, da das Reich ihnen nicht helfen konnte oder sie im Stich ließ. Vieles ist veräußert worden, vieles muß nachgeholt werden. An uns liegt es, daß unsere grenz- und auslandsteutschen Brüder sich nicht mehr sagen müssen: Das Deutschtum im Reich hat uns vergessen, wir stehen auf verlorenem Posten.

Kilian Weber / Meersburg gegen Heiligenberg

Städtchenkrieg aus der guten alten Zeit

Das Verhältnis zwischen der fürstbischöflichen Regierung in Meersburg und der fürstenbergischen Verwaltung auf dem Heiligenberg ist trotz allen und bei jeder Gelegenheit beteuerten Versicherungen nachbarlicher Freundschaft immer gespannt gewesen. Mehr als nur ein Rechtsstreit ist vor das Reichskammergericht in Wehlar gebracht worden, und noch die letzten Jahre der Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit beider Reichsfürsten waren ausgefüllt mit einem kostspieligen Rechtshandel wegen des Zehnten im Weiler Schiggendorf. Wie auch die Entscheidungen in Wehlar oder Wien ausfallen mochten, nie haben sie zu einer Entspannung beitragen können. Die geringfügigsten Vorkommnisse genügten, um den stets vorhandenen und nur mit Mühe und dienstbesessener Höflichkeit verhaltenen Groll zur Entladung zu bringen. Das geschah meistens in einer die unbeteiligten Zuschauer sogar ergötzenden Weise, so daß man noch heute beim Lesen der einschlägigen Verhandlungsschriften oft recht unterhaltsame Stunden genießen kann.

Doch begegnet man auch anders beschaffenen Darstellungen, die uns die häßlichsten Erscheinungen deutscher Kleinstaaterie mit überzeugender und abstoßender Deutlichkeit vor Augen führen. Eine solch traurige Begebenheit soll im folgenden geschildert werden.

Am 24. Juni 1796 hatte Moreau bei Rehl den Rhein überschritten, um gegen die erklärten Feinde der französischen Staatsumwälzung zu ziehen. Der rechte Flügel seines Heeres, der Ferino anvertraut war, erreichte am 1. August bei Sernatingen, dem heutigen Ludwigshafen, den Bodensee. Und da der Krieg den Krieg ernähren soll, hatten es die angeblich für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpfenden Soldaten vor allem auf die Kornhäuser und Speicher der Ufergemeinden abgesehen. In Meersburg mußten die Bäcker Tag und Nacht arbeiten, um die anspruchsvollen Truppen, die sich durch Raubgier und tierische Sinnlichkeit auszeichneten, zu befriedigen. Mit verbissener Wut bemerkten die fürstbischöflichen Hofräte, welche sonst die aus dem reichen Hinterland des Städtchens ins Grotthaus gebrachte Frucht nach der Schweiz ausführen lassen konnten, daß die Vorräte rasch zusammenschmolzen, und mißgünstig dachten sie an die benachbarten Fürstenberger, die in dem unscheinbaren Unteruhldingen ein noch gefülltes Kornhaus besaßen, das von den heugeligeren Franzosen gar nicht entdeckt worden war. Bald aber wurden sie darauf aufmerksam. Wer es ihnen verraten hat, wird sich noch herausstellen.

Am 10. August, es war an einem Mittwoch, vormittags 11 Uhr, erschien beim fürstenbergischen Amtmann Michel Sul-

ger, einem Anherrn des gegenwärtigen Bürgermeisters und verdienten Vorgesichtsforschers Georg Sulger in Uhlbingen, ein französischer Offizier, verlangte die Öffnung des Kornhauses, nahm die dort vorräthigen 190 Säcke Korn für die Stadt Meersburg in Beschlag und schickte den mitgebrachten fürstbischöflichen Kontingentsreiter mit dem Befehl zurück, drei Schiffe sollen nach Unteruhldingen kommen, um das Korn fortzuholen. „Mit dem Vermelden, die Frucht werde zum Bedarf der Stadt Meersburg und zum Teil auch des französischen Militärs erfordert und alles müsse bis aufs letzte Körnlein bezahlt werden, hat der republikanische Fußarmeoffizier“ in der sprichwörtlich gewordenen Art seines Landes Abschied genommen. Bereits am frühen Nachmittag nahen die drei Schiffe, die dann mit dem vorgefundenen Getreide beladen wurden.

Die Beute wäre erheblich größer gewesen, wenn nicht am frühen Morgen desselben Tages Rähne nach Konstanz und Kreuzlingen und kurz vor Ankunft des französischen Offiziers noch ein Schiff mit vierzig Malter Kernen nach Korschach abgefahren wären. Stabhalter Franz Josef Brunner war der Führer des letzteren, und als Schiffsknechte hatte er bei sich Konrad Sulger und Georg Bagisbauer. Kaum hatten sie bei schwachem Wind die Höhe der fürstbischöflichen Residenzstadt Meersburg erreicht, als schon ein bischöfliches Jagdschiff auf sie zusteuerte. Es hatte eine Besatzung von ungefähr zwölf Köpfen, worunter sich mit Ober- und Untergewehr bewaffnete bischöfliche Grenadiere befanden. Als das hastig geruberte Jagdschiff auf etwa fünfhundert Schritte herangekommen war, wurde aus einer Stukbüchse geschossen, und die Kugel pfliff ganz knapp an den Köpfen der Uhlbinger vorbei. Diese zogen daraufhin die Ruder ein, und weil sie im Besitz vorschrittmäßiger Pässe und der behördlichen Ausfuhrerlaubnis waren, konnten sie das Herannahen der feindseligen Ruderer gänzlich unbefangen abwarten. Der Anführer dieser Verfolger war ein junger fürstbischöflicher Forstmann, ein Sohn des Hofrats von Schwender, der als heiligenbergfeindlicher Beamter hinreichend bekannt war. Nachdem Ziel und Zweck der Fahrt erfragt und die Ausweise durchgesehen waren, wurde das Kornschiff unter Androhung von Gewalt gezwungen, Kurs auf Meersburg zu nehmen.

Jetzt zeigte sich ein zweites Jagdschiff, das Hofrat und Obervogt von Schwender befehligte und ebenfalls eine Besatzung von heiläufig zwölf Mann hatte. Auf Anordnung Schwenders wurden die Uhlbinger Schiffer nach Meersburg geschleppt und sollten von hier nicht eher loskommen, bis alles

im Kornhaus zu Unteruhldingen lagernde Getreide nach Meersburg geliefert war. Häckerfüllt schrie der Hofrat die Gefangenen an: „Gute Sakramentsherren von Heiligenberg ließen uns vor Hunger verrecken. Wir müssen für das Militär Brot backen, und auf dem Heiligenberg weiß man nichts von solchen Beschwerden.“

Dann stellte sich heraus, daß auch die morgens nach Konstanz und Kreuzlingen ausgelaufenen Kornschiffe beobachtet worden waren. Der Hofrat wollte wissen, was in der Frühe über den See gebracht worden sei. Als der Schiffsführer Brunner wahrheitsgetreu berichtete, man habe Korn nach Konstanz geführt und etwas wenig nach Kreuzlingen, wohn der Fürst von Fürstenberg und seine Gemahlin, die bis Oktober ein Kind erwartete, vor den Franzosen sich in Sicherheit gebracht hatten, brauste der Hofrat zornig auf: „Wieviel frist denn euer Fürst dort drüben!“

Inzwischen waren zwei Stunden verflossen, und es trafen nun die nach Unteruhldingen geschickten Boote vollbeladen in Meersburg ein. Beim Anblick dieses von den rachsüchtigen und schadenfrohen Meersburgern wahrscheinlich doch nicht vermuteten Reichthums hatte die neidvolle Seele des Hofrats endlich Frieden gefunden, und sofort erlaubte er dem aufgeführten Wochenenschiff, nach Rorschach abzufahren. Aber auf die gefürchtete Windstille des Mittags war ein Gewitter gefolgt, und die Abfahrt konnte unmöglich gewagt werden. In aufdringlicher Freigebigkeit schenkte Hofrat von Schwender den drei Männern drei Gulden Zehrgeld und versprach ihnen überdies ein geräumigeres, seetüchtiges Schiff, wenn stürmisches Wetter einfallt.

Aber der Himmel wurde wieder freundlich, und bei vortheilhaftem Winde segelten die Uhdinger um vier Uhr in der Frühe des Donnerstags mit ihrer wertvollen Fracht nach Rorschach. Von dort kehrten sie am Samstag um die Mittagszeit wohlbehalten in die Heimat zurück. Gleich am Montag

darauf eilte der Stabhalter nach Heiligenberg, um von seinen belangreichen Erlebnissen zu berichten. Nachdem er „diese wahre Geschichte“ erzählt hatte, „konnte er nicht unbemerkt lassen, daß das Kornhaus in Meersburg für den eigenen Bedarf der Stadt einen hinlänglichen Vorrat besitze und zu alledem ihre wöchentliche Ausfuhrmenge oder wenigstens den größeren Teil hiervon in die Schweiz ausgeführt habe.“

Aus der Beschwerdeschrift, die nun Fürst Karl Josef Alois von Fürstenberg an den Fürstbischof richtete, geht hervor, daß das Verhalten Schwenders nicht allein bestimmt wurde von der überlieferten feindseligen Stimmung gegen das Haus Heiligenberg, sondern auch einem zeitgemäßen politischen Fühlen entsprach, das den „von schiefer Entzündung für das neue Frankreich geblendeten Hofrat zu so achtungswidrigen Ausdrücken verleitete.“ „Mein Rang als Reichs- und Kreisstand“, so schrieb Karl Josef Alois an den Fürstbischof, „erfordert Genugthuung.“ Ob er diese erhielt, geht aus den Akten nicht hervor. Daß es aber dem Fürstenberger mit der Ehre des Reichsstandes durchaus ernst war, zeigt sein ruhmvolles Ende. Für des Heiligen Römischen Reiches versinkende Herrlichkeit zog er als Generalfeldmarschall-Deutnant des Schwäbischen Kreises unter Erzherzog Karl 1799 gegen die Franzosen ins Feld, führte bei Stockach den linken Flügel siegreich gegen Jourdan und starb in den Mittagstunden des 25. März unweit der Landstraße Stockach-Liptingen den Soldatentod. Wer heute von Stockach her über den Jura nach Tuttlingen wandert, erblickt in der Nähe der Waldschenke „Neuhaus“ rechts der Landstraße auf dem sogenannten Fürstenbühl ein schlichtes, hohes Steinkreuz. Es ist das Denkmal des Reichsfürsten Karl Josef Alois von Fürstenberg, dessen Stand ihn zum höchsten Opfer für Kaiser und Reich verpflichtet hatte.

(Quelle: Gen.-Landesarchiv Karlsruhe, Akten Unteruhldingen.)

Anne Fath-Kaiser / Eine deutsche Mutter kämpft um ihren Sohn

I.

Eleonore von Rathsamshausen, die treue Hofdame Eiselottens, trat an Wendt vorbei, der ihr die Türe geöffnet hatte, in das Zimmer der Herzogin von Orleans. Ihr Gesicht, ältliches Gesicht war von Unruhe, schmerzlicher Verlegenheit und Entrüstung wechselvoll überschattet, wie hilfeheischend sah sie sich nach dem Oberhofmeister um, der aber die Türe mit so nachdrücklicher Geschäftigkeit und Langsamkeit schloß, als suche er sich nicht nur vor unberufenen Lauchern, sondern auch vor jedem anderweitigen Handeln in den nächsten Minuten zu bewahren. So traf denn die gefürchtete Frage wirklich nur die Hofdame. Eiselotte sah von dem Briefe, den sie an ihre Tante, die Herzogin von Hannover, zu schreiben im Begriffe war, auf und fragte, noch lachend, aber doch schon von der Verfürtheit auf der Hofdame Gesicht einen Widerschein in den eigenen Augen tragend: „Na, Xenor, du hast wohl ein Gespenst gesehen?“

Die Angeredete schluckte, würgte, formte dann in harter Anstrengung ihren Bericht: „Madame, man hat mir mit aller Bestimmtheit versichert, daß Monsieur den Marquis D'Essiat zum Hofmeister seines Sohnes berufen wird. D'Essiat rühmt sich allerorten dieses neuen Gunstbeweises seines Herrn.“

Eiselotte war schon bei den ersten Worten ihrer Hofdame emporgeschrien, als schreckte sie ein Blitschlag. Entsetzt, ungläubig gingen ihre Augen von der Rathsamshausen zum Hofmeister, suchten auf seinem bleichen, bekümmerten Gesicht Hoffnung und Ermutigung und fanden doch nur die Bestätigung der ungläublichen Botschaft, der unerhörten Beschimpfung, die diese Botschaft für sie bedeutete. Langsam setzte sich die Herzogin wieder, ihre Glieder flogen, die Knie zitterten, sie vermochte kein Wort hervorzubringen, zu sehr stieß ihr das Herz in wilden Schlägen bis in die Kehle. Krampfhaft, verzweifelt mühte sie sich um Selbstbeherrschung, um Ueberwindung der tödlichen Not, die sie angefallen hatte wie ein Mordmörder. Als Marter und Mord empfand sie die Nachricht, die man ihr soeben gebracht, es war ihr, als hätte sie noch nie solche Kränkung, solche Demütigung, eine solche aufbäumende Verzweiflung erlebt in all den unglücklichen, einsamen, elenden Jahren, seit sie Frankreichs Boden betreten. Alle Bitterkeit der vergangenen Erlebnisse quoll ihr aus dem Herzen wie ein wütender, galliger Knäuel in den Mund, sie meinte sterben zu müssen, dies letzte nicht ertragen zu können. Mit Tränen in den Augen litten die beiden Getreuen den qualvollen Seelenkampf ihrer Herrin mit, sie hatten ja all die schweren Jahre an Eiselottens Seite ausgehalten, sie wußten, was die Botschaft, die sie eben gebracht, für ihre Herrin bedeutete, nur ihre Treue zwang sie, den bitteren Kelch der Herzogin darzureichen, damit ihren armen Lippen nicht von feindlicher, schadenfroher Hand der Trank furchtbarer Demütigung aufgezwungen werde. Die Rathsamshausen ließ sich neben dem Sessel der Herzogin auf die

Knie nieder, ihre bebenden Hände streichelten in unaufhörlicher Wiederholung ganz sacht, ganz ehrfürchtig und doch unendlich liebevoll und begütigend über die schweren Kleidsalten ihrer Herrin.

Endlich faßte sich Eiselotte soweit, daß ihr kräftiges, lebhaftes Temperament wieder die Herrschaft über die tiefe Verstörung und Niedergeschlagenheit davonzutragen begann. Sie schlug mit der flachen Hand heftig auf den Schreibtisch, daß die losen Briefblätter tanzten. „Das ist doch wohl das Schmachvollste, das man einer Mutter bieten kann! Und man glaubt wohl, daß ich meinen einzigen Sohn gutwillig dem ausschweifendsten Menschen Frankreichs, dem Anabenshänder und Sodomit ausliefern? Oh, Oh“ . . . Entrüstung und Empörung erstickten ihre Stimme. Doch es war gut so; diese kleine Pause genügte, um ihr die Kraft zu geben, die übersprudelnden, nur allzu gerechtfertigten, aber unflugen und unvorsichtigen, die gefährlichen Worte der Anklage und Verurteilung gegen ihren Gatten, die ihr schon auf den Lippen gelegen, wieder hinauszuschlucken. Wenn sie sich auch in volstem Vertrauen und aller Rückhaltlosigkeit diesen beiden Getreuen gegenüber aussprechen durfte, nie wußte sie doch, welche andere, feindliche Ohren noch hinter den Wänden, an den Türen lauschten. War sie nicht immer, seit sie diesen Hof betreten, von Spionen, Zwischenträgern, Heuchlern und Neidern umgeben gewesen, von einer Meute meisterlicher Intriganten, die aus ihr, der heiteren, ach so gerne lachenden Frau, fast eine Klausnerin gemacht hatten. Das volle, ungeschminkte Gesicht in der Hand verborgen sah Eiselotte eine Weile und dachte angestrengt nach, ließ sich darauf noch einmal genauen Bericht erstatten und beriet sich mit den beiden über die nächsten Gegenmaßnahmen. „Wenn Monsieur kommt, um mich zur Spazierfahrt abzuholen, werde ich mit ihm sprechen“, sagte sie jetzt in sehr bestimmtem Ton. „Wie ist es möglich, daß ein kluger Mensch, ein Vater, der seinen Sohn zu lieben vorgibt, ihn derart dem sicheren Verderben ausliefert? Dieser Plan kann nicht aus Monsieur's Herzen stammen, noch fest darin verwurzelt sein. Wieder einmal trägt seine unglückselige, haltlose Beeinflussbarkeit die Schuld. Diese Glenden, diese Erbärmlichen haben ihn wieder umgarnt, ihm ihren bösen, aber zielsicheren Willen aufgezwungen.“

Der Oberhofmeister nickte bedeutungsvoll: „Wenn Madame nur wollten, hätte Madame längst einen bestimmten Einfluß auf Monsieur ausüben können . . .“ Aber Eiselotte unterbrach ihn mit stolzer Würde. „Sollte ich mit diesem Geschmeiß von Heuchlern und Speichelleckern wetteifern? Meine Ansichten und Urteile unzählige Male, je nach den Launen meines Gemahls, umkehren? Bin ich eine Windsahne? Ein Chamäleon? Ich verzichte auf einen Einfluß, den ich mit meiner ehrlichen Wahrhaftigkeit bezahlen müßte.“ Sie hielt inne, ein Zug schmerzlicher Entschlossenheit legte sich um ihren Mund. „Dies“

mal freilich darf ich keinen Stolz kennen, heute darf ich mich nicht für zu gut halten, die Charakterchwäche des Herzogs auch einmal auszunützen. Es geht ja nicht um mich, es geht um die Seele meines Kindes."

Sie schwieg ein paar Augenblicke, sagte dann verabschiedend: „Ich will es mir nun gründlich überlegen, was ich Monsieur zu sagen habe.“ Sie fing einen ängstlichen, bittenden Blick des treuen Wendt auf, verstand, lächelte gutmütig und sagte dann, einen erhabenen Ausdruck von Schmerz und Stolz in den klugen Augen: „Keine Angst, guter Wendt, mein gerades, deutsches Temperament soll diesmal nicht mit mir durchgehen. Wenn es um ihr Kind geht, kann die Liselotte auch zur Diplomatin werden.“

Allein geblieben, schob sie die vertrenten Blätter ihres Briefes wieder zurecht und griff zur Feder. Ihre impulsive Natur zwang sie, die neue große Sorge ihrer liebsten Vertrauten, der Hüterin ihrer schönsten, erlebnisreichsten Kinderjahre anzuvertrauen, aber als sie in kurzen Sätzen der Herzogin berichten wollte und dabei nach Worten suchte, um sich ihr in der Tiefe ihrer Mutterangst recht verständlich zu machen, da quoll und schwoll in den Jammer des Augenblicks alles Elend der vergangenen Jahre, alles Unglück, das dieser verfluchte Boden Frankreichs ihr als schrecklichste Höllefrucht getragen. Die Bilder der Vergangenheit bedrängten sie wie Horben der Verdammnis, die bittersten, qualvollsten Empfindungen, vom stolzen Zorn zur ratlosen Niedergeschlagenheit, vom aufbäumenden Trost bis zur sterbensmüden Verzweiflung stiegen in furchtbarer Erinnerungskraft wieder empor. Sie erlebte von neuem den Abschied von der Heimat, jene erste große Not ihres jungen Lebens, als sie von Straßburg bis Chalons, wo ihr Gatte sie empfing, nichts tat als weinen, weinen, weinen. Und doch war sie damals ein lebensfrohes, heiteres Mädchen gewesen; sie hatte es nicht anders gewußt, als daß die Ehe der Fürstentochter von den Erfordernissen der Politik bestimmt wird. Sie hatte geglaubt, daß es eine Ehre und Auszeichnung bedeute, den Bruder des großen Ludwig zum Gatten zu erhalten; sie sah wohl mit Bangen, doch auch mit Neugierde und aller frischen Lebenshoffnung ihrer Jahre und ihrer sonnigen Natur der neuen Heimat, dem fremden Lande, dem berühmtesten, glänzendsten Hofe der Welt entgegen. Warum nur hatte sie damals so unaufhörlich, so untröstlich weinen müssen? ... Heute erschien es ihr wie ein Vorzeichen; ihre Seele, die göttliche, allwissende, hatte damals getrauert um all das Unglück, in das sie hineinging. Ja, wie rasch war diesem untergründigen Wissen ihrer Natur das erste bewußte Erkennen gefolgt! Bald empfand sie und gestand es sich ehrlich, ein, daß ihr Gatte kein großes Gefallen an ihr fand. Es flammte kein Strahl der Liebe von ihm zu ihr. Die nachsinnende Fürstin lächelte wehmütig um das so tief in seinem scheuen Herzenshossen verwundete und doch so reinen, guten Willens volle Kind jener Jahre. Damals hatte sie sich gesagt: „Er liebt mich nicht, aber ich will ihn trotz allem und gegen alles lieben, wie es meine Pflicht ist, wie ich es vor dem Altar gelobt. Ich will ihm eine so treue und ergebene Frau sein, daß mein gutes Wollen ihn rühren, ihm, wenn auch keine Leidenschaft so doch Anerkennung und Wohlwollen abgewinnen muß.“ Ach, wo blieb der Erfolg solcher Gesinnung?

Nein, sie wollte nicht ungerecht sein, auch in der tiefsten Verbitterung nicht: ein paar kurze Jahre lang hatte es den

Anschein gehabt, als sollte ihr treues Meinen und Streben belohnt werden. Ihr Gatte mühte sich ehrlich um ein gutes, frohes Zusammenkommen. So waren die ersten Jahre im fremden Lande. Mochten sie ihr auch ein völlig aussichtsloses Eingewöhnen an dem ihr wesensfremden Hofe auferlegen, mochten sie ihr auch den größten Frauenschmerz, den Tod ihres ersten Kindes in der Süßigkeit und Zartheit des Wiegenalters bringen, doch immer noch getragen und erhellet von der Zuneigung und dem Vertrauen ihres Gatten und des großen Königs, von dessen Wohlwollen leblich Sein oder Nichtsein des ganzen königlichen Hauses abhing. Doch diese wenigen guten Jahre erschienen nun dem rückblickenden Auge nur mehr wie ein linienfeiner Lichtstreif fern am Horizont eines dunkel drohenden, schwer verhangenen Himmels. In freimütiger Ehrlichkeit hatte sich Liselotte oft selbst die Schuld an ihrer sich immer unaufhaltsamer verschlechternden Stellung am französischen Hofe zugemessen. Sie war viel zu offen deutsch, zu geradeaus, zu impulsiv, um ihre Gefühle, ihre Meinung verhehlen oder gar umfärben zu können. Diese Gefühle aber waren durchaus nicht, wie doch erwartet wurde, die einer atemlosen Bewunderung, einer vorbehaltlosen Anerkennung, die der demütigen Ehrfurcht einer Barbarin vor der Herrlichkeit und Ueberlegenheit der stolzen, französischen Zivilisation.

Nora Buß / Gebet

Schufft du mich, Gott?
Oder schuf ich dich?
Ohne dich
Wär ich zu einsam,
Ohne mich
Wärst du zu einsam.

Doch nun schreit ich
Durch meine Tage
Freudig und beschwingt,
Wie Bräute schreiten
Dem Abend entgegen,
Denn ich weiß ja:
Du kommst.

Wie der Sämann den Acker
Fürsorglich bereitet,
Ihn um- und umschafft,
Ihn glättet und feinmacht,
Oh er den Samen
In ihn hineinsenkt,
Also bereite du mich.

Werde mein Leben
Zu stärkerem Leben,
Rühre mein Herz
Zu höherem Schlage,
Mit deinen Händen
Hebe mein Wesen
Aus dem Verborgenen
Freudig ans Licht,
Daß sich das Tor
Der verschlossenen Seele
Sehnend auftut
Und das Lebendige
Zu dem Lebendigen
Erkennen sich drängt.

Dann will ich lauschen
Und hüten das Wachstum,
Bis mich die Fülle
Erfüllter Bestimmung
Angstvoll bedrängt.
Und unter Schmerzen
Löst sich ein Neues,
Und unter Schmerzen
Gestalt ich das Werk.

Schufft du mich, Gott?
Oder schuf ich dich?
Ohne dich
Wär ich zu einsam,
Ohne mich
Wärst du zu einsam.

Schrifttum und Heimatkunde

Mein Heimatland. 20. Jahrgang, Heft 11/12, 1933, Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, im Auftrage des Landesvereins „Badische Heimat“. Herausgegeben von H. E. Busse, Freiburg.

Im Jahrgang 1933 ist der Landesverein „Badische Heimat“, eine Volksbildungsgemeinschaft vorbildlicher und heute besonders wichtiger Art, nicht, wie üblich, mit acht, sondern mit zwölf Heften „Mein Heimatland“ herausgegeben. Wenn wir die Reihe der Hefte durchblättern, so stellen wir mit Bewunderung fest, wie sicher und ohne jeden Zwang diese Organisation zur Pflege des Volkstums in der Heimat auf dem Weg des neuen Deutschlands marschiert. Und wer in den vorangehenden Jahrgängen blättert, vorab im Heft 7/8, „Mein Heimatland“, 1931, das Kapitel „Umbruch“ von Hermann Eris Busse liest, der weiß, wie unauffällig, aber kraftvoll sicher hier am Fundament des Volkstums geschaffte worden ist. Klar und offen liegt die Arbeit der lang genug belächelten und heimlich angefeindeten Männer zutage, die miteinander als treue Mitarbeiter zum Wohle des ganzen Volkstums, des Grenzlanddeutschtums, oft die wenigen freien Stunden neben dem Beruf opfernd, das Erbe geistiger und seelischer Art, das Erbe, das uns auch völlig formte und prägte, verkündet und erforscht haben. Viele von ihnen, Volksschullehrer und Universitätsprofessoren, Handwerksmeister und Studenten,

Künstler, Dichter, Bauern und Beamte, geistliche Herren und Offiziere stehen unter den Vorkämpfern des neuen Reiches in der Gefolgschaft Adolf Hitlers.

Das letzte Doppelheft des 20. Jahrgangs bringt von Professor Dr. F. Eckstein, Freiburg, „Wohlbekanntes und Unbekanntes über den Weihnachtsbaum“, eine aufschlußreiche Arbeit mit Federzeichnungen, ferner eine Sammlung von Kernsätzen zum Kapitel „Volkstum“ von Hermann Eris Busse. — Der Landesverein „Badische Heimat“ steht dem Kultusministerium zur Verfügung. Darum werden die amtlichen „Mittlinien für die Berücksichtigung der Belange des Natur- und Heimatschutzes durch den Arbeitsdienst“ sowie bei Nothstandsarbeiten von den Führern dieser Gruppen aufgenommen werden. Die Reihe der Berichte und Bilder von alten Handwerkern wird fortgesetzt durch den Aufsatz Otto Langguths, Wertheim, über „Närber und Zeugdrucker“. Die Pflege der Mundart tut sich kund in drei Arbeiten aus verschiedenen Landschaftsräumen und Sprachgebieten: die Bettinger Mundart durch Michael Diehm, die Köndringer Mundart durch K. E. Wiemann, die Lauser Mundart durch Friedrich Singer. — Anläßlich des 80. Geburtstages des Glasmalers, Professor Dr. Fritz Geiges, erzählt Busse von dem Werk des meisterhaften und kenntnisreichen Trägers einer geheimnisvollen und fast versinkenden Kunst. Ueber „Mein Heimatdorf Weitenung“ schrieb Adolf Baur, Baden-Baden. Familienforschung findet durch Friedrich Fuhr, und Paul Straß Vertiefung und Begeisterung.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“